

Der Beton lebt

Milchquoten, Rinderzungen, Aasvögel: Der Brüsseler Eurokrat beschäftigt sich mit seltsamen Dingen. So sieht er oft auch aus. Sonst ist er eigentlich ganz zugänglich. Wenn man ihn mal zu Gesicht bekommt.

von Christian Wernicke

Die Neuigkeit vorweg: Es gibt Menschen in Brüssel. Aus Fleisch und Blut, mit Haut und Haaren. Und mit Schuppen auf dem Jackett. Wie jener englische Spitzenbeamte beim Ministerrat, den Journalisten gern über Europas Rolle in dieser garstigen Welt ausfragen und dann als „einen EUDiplomaten“ zitieren. Seinen Namen lassen wir beiseite, aus Gewohnheit.

Es lohnt sich, mit diesem grauhaarigen Mittfünfziger zu reden. Über Krieg und Frieden zum Beispiel, bis zum Irak-Fiasko voriges Jahr das mythische Lieblingsthema des offiziellen Europa. „War is for wimps“ – Krieg sei ein Geschäft für Feiglinge, dieser prophetische Satz ist unserem Anonymus so rausgerutscht, während er an seiner schrillbunten Krawatte nestelte. Eigentlich meinte die „diplomatische Quelle“ damals nur, die wahren Helden seien heute Soldaten in internationalen Friedensmissionen. Nicht Invasions-truppen mit High-Tech-Waffen, die sterben (rein statistisch) weit seltener. Wochen später eskalierten in Bagdad die Anschläge, die seitdem die angeblich siegreiche US-Armee waidwund bomben. Der Mann hatte Recht, aber Gott sei Dank war alles off the record, also streng hintergründig. Niemand hat ihn zitiert. Sicher, solche Hintergrundgespräche finden überall statt, wo Politik gemacht wird. In Berlin, im Schatten jedes noch so kleinen bayerischen Rathauses. Nur ist in Brüssel viel mehr, ja fast alles – „Hintergrund“.

Geraune von Unbekannten auf leeren Korridoren, vorgeblich „Vertrauliches“, zugeflüstert aus Sitzungen hinter verschlossenen Türen. Der Diplomat, die eine Herrschaftsklasse in Brüssel, kann gar nicht anders als zu tuscheln. Und der EUBeamte, die andere Macht-Spezies, darf nicht. Sobald solch ein Teilchen so genannter „EU-Kreise“ nämlich ein Gesicht bekäme, würde es nichts mehr sagen. Nichts Brauchbares jedenfalls. Das gebieten das Beamtenstatut und die Furcht vor Beschwerden eines verärgerten Mitgliedsstaates, der tags drauf die Versetzung des Unbotmäßigen verlangen könnte.

Zum Wesen des Brüsseler Gewerbes gehört es, dass nationale Gesandte oder geschickte Eurokraten den Ton angeben. Erst wenn, wie es ein Botschafter formuliert, „schon neunzig Prozent entschieden ist“, wird Politik leibhaftig, in Form nationaler Minister oder Europaabgeordneter. Joschka Fischer & Co., so sagt der gern zitierte „hochrangige Diplomat“, beschließen eigentlich „nur drei Dinge – Namen, Daten und Sitzungsorte“. Anschließend singen sie dann das hohe Lied vom Kompromiss. Die Partitur haben andere geschrieben.

Das machen die Technokraten: Meister des geduldigen Papiers wie unser britischer „EUDiplomat“. Man könnte ihn beschreiben, diesen klugen, bisweilen zerstreuten Charakter, der erst nach einer halben Stun-

de Diskurs die Fahrradklammer am eigenen Hosensaum bemerkt. Oder jene Französin, die im Planungsstab der EU-Kommission jahrelang gescheitete Analysen schrieb – hellwach und nie zu müde, ihre Ideen bei einem lauwarmen Kantinenkaffee nochmals einer Prüfung zu unterziehen. Oder wie wär's mit dem wirren Mitarbeiter der Sozi-Fraktion im Europaparlament, der bei jeder Sitzung Dutzende absurder Fotos schießt? Niemand weiß so recht, was er damit anstellt.

Die eigenen Regeln gebieten Brüssel, sich als seelenloser Betrieb zu organisieren. Bürokratisch, faktisch. Nur eben: nicht gut. Denn die 25 000 Exemplare des homo europaeis, die allein in des Kontinents ehemals „Hoher Behörde“ (der Kommission) ihren Dienst verrichten, verkommen zu Schattenmenschen, zum Synonym anonymer Fremdherrschaft. Ausgewählt in strengen Wettbewerben, mit einer funktionalen Intelligenz ausgestattet, die nur übertroffen wird von ihrer horrenden Besoldung, sitzen sie in Büros mit immergleicher Ausstattung: grauer Aktenschrank und Schreibtisch, Bürostuhl, Grünpflanze. Verwalten Milchquoten, entwerfen Richtlinien zur Verwertung von Elektroschrott. Nur der Bildschirmschoner des PCs variiert, zeigt bunte Urlaubsfotos oder die Kinder daheim. Das wahre Leben ist virtuell. Und anderswo. Vielsprachig und doch monoton pflegen sie einen Euro-Jargon, den „draußen“ niemand versteht. Verbreiten Presseerklärungen mit Überschriften wie diese: „Kommissionsvorschlag für den Schutz von Korallenriffen um die Azoren, Madeira und die Kanarischen Inseln sowie für die Änderung der Vorschriften für Schellfisch in der Nordsee“. Oder warnen freundlich vor, welche wichtige Sitzung am nächsten Tag ansteht: „Rinderzungen, Aasvögel und geografisches BSE-Risiko (GBR) auf der Tagesordnung des Wissenschaftlichen Lenkungsausschusses“ – der Mensch dankt.

Der Prozess ist Brüssel heilig. Wer darf wann was – und was nicht? Die EU-Beamten verstricken sich in diesen Prozeduren, die filigran ausgeklügelt wurden, nationale Konflikte im Keim zu ersticken. Nur, all die Vorschriften rauben ihnen allmählich die Luft zum Atmen. Durchs Haus kriecht der Frust – über eine lästige Verwaltungsreform, Beförderungsstau, Pensionsabschläge. Über die neuen Konkurrenten aus den Beitrittsländern und die Regierungen der Mitgliedsstaaten, „die uns zerschlagen“ wollen. „Die Kantinen werden zum Jammertal“, erzählt ein Beamter.

Wie zur Rache häufen sich interne Beschwerden. So verlangen 43 Beamte, die Kommission solle ihnen je 150 Euro erstatten – als Zuschuss für einen dreitägigen Klassenausflug der Europaschule, die ihre Kinder auf einen Reiterhof geschickt hatte. Das Schulgeld wird ohnehin von der Kommission bezahlt.

Kürzlich offenbarte eine Umfrage unter Führungskräften aus Schweden, Finnland und Österreich: Man genießt die multinationale Atmosphäre, die Kollegen sind nett zueinander. Aber Brüssels Verwaltungskultur, zumal die strenge Hierarchie, nervt sie alle. Das hohe Gehalt reicht etlichen Westeuropäern nicht als Schmerzensgeld. Mancher geht.

„Europa ist eine ansteckende Krankheit“, hat vorige Woche Günter Verheugen gesagt. Der deutsche Kommissar meinte das positiv, als Widerruf früherer Zweifel, als leise Liebeserklärung an das integrative Handwerk. Nur, es muss Gründe geben, dass sich in einer offiziellen Liste deutschsprachiger Ärzte zu Brüssel nur zwei Urologen und fünf Augenärzte finden – neben 36 Psychologen und Psychotherapeuten. Und einem Nervenarzt. Unzugänglich, abweisend, morbid. So hat Franz Kafka einst die Macht in seinem

„Schloss“ beschrieben. Im Roman ist das Schloss nicht ein einzelnes Bauwerk, vielmehr eine Ansammlung gesichtsloser Gebäude, überragt von einem Turm. Äußerlich ähnelt „Brüssel“, gemeint als Chiffre für „die da in der EU“, durchaus dem Szenario des Romans. Mausgrau, meist klotzig wuchert der Beton überall im Europaviertel.

Kafkas Turm entspricht in „Brüssel“ ab sofort die silberne Kanzel auf dem Dach des Berlaymont-Gebäudes. Das ist der neue, futuristische Sitzungssaal der EU-Kommission. Im November kehrt Europas Exekutive wieder in das dreiflügelige Bauwerk zurück, nach mehr als zehn Jahren Renovierung. In der Raumkapsel im 13. Stockwerk werden dann acht Damen und 17 Herren allmittwöchlich über Wohl und Wehe der alten Welt beraten. Das restliche Dorf, also die belgischen Ur-Einwohner von Brüssel ohne Führungsstriche, schimpfen das Gebäude schlicht „Berlaymonstre“. Und reagieren im Straßenverkehr allergisch auf Karossen mit blau-weißem Euro-Kennzeichen.

Dabei hat sich die EU so viel Mühe gegeben. Glas, überall Glas verbaut sie neuerdings, um nur ja zu inszenieren, wie durchsichtig, wie politisch transparent das organisierte Europa sein will. Herr K., Franz Kafkas Protagonist, scheiterte an der Undurchdringlichkeit bürokratischer Übermacht. Siechte am Ende lebensmüde dahin.

Doch „Brüssel“ ist anders. Die Eurokratie ist ansprechbar, neuerdings sogar auf der Straße. Vor ihren Büroburgen drängeln sich die Beamten, drücken im Nieselregen ihre Kippen aus. Seit dem 1. Mai herrscht drinnen Rauchverbot.

Und man wird vorgelassen in Europas Schloss. Ortsunkundige mögen den Weg nicht finden, da kein hohes Portal ins Innere lockt. Aber es gibt unendlich viele Trampelpfade und Hintertüren, um beinahe jedwede Information zu ergattern. Nichts bleibt geheim, fast jedes Papier wird irgendwann – streng vertraulich – öffentlich. Der Besucher muss nur wissen, welches Dokument er sucht.

So wird Brüssel täglich zum Opfer seiner selbst. Drei Institutionen (Kommission, Ministerrat, Parlament), multipliziert mit 25 Mitgliedsstaaten – da sprudeln viele Quellen, da kann niemand den Informationsfluss kanalisieren. Und niemand scheint letztlich verantwortlich. Die Gewaltenteilung zwischen Exekutive und Legislative folgt keinem klaren Muster. Die Kommissare werden von ihren Hauptstädten ernannt, nicht gewählt. Da das Parlament keine Regierung bildet, gibt es dort zwangsläufig weder Mehrheit noch Opposition. Daran wird auch die geplante Verfassung wenig ändern. Allen voran die Briten oder Dänen, die am lautesten schimpfen über die Allmacht der „ungewählten Bürokraten“, haben verhindert, in Brüssel mehr Demokratie zu wagen. Denn dann hätte man riskiert, Europa mehr Legitimation zu schenken.

Statt dessen wird jeder Konflikt komplex und kompakt in Watte verpackt. Wirkliche Schurken, wahre Helden gibt es hier nicht, jede Personalisierung ist systemfremd. Berlin inszeniert sogar den Streit um den Zahnersatz als Drama, als Schicksalsfrage für Angela M. Brüssel suggeriert sich selbst, es gehe stets allein um „die Sache“. Scharmützel zwischen Roten und Schwarzen gelten schnell als albern, schließlich weiß jeder: Die politische Heimat, als Triebkraft auch für die eigene Karriere in den EU-Katakomben, ist „das Land, das ich am besten kenne“.

So verschämt und politisch korrekt spricht der Eurokrat, sobald er von seinem eigenen Land redet. Nach Feierabend kompensiert er seine Scham, verbringt seine Freizeit am liebsten mit Landsleuten. „Die einzige Berufsgruppe, die wirklich supranational arbeitet, seid ihr Journalisten“, glaubt ein Beamter. Er sagt es mit Neid.

Jeden Tag Punkt zwölf Uhr mittags trifft sich Brüssels Pressecorps. Viele kommen nicht wegen des öden Briefings, sondern zum Informationsgeschäft auf Gegenseitigkeit. Man bildet Netzwerke, tauscht Gerüchte, Zitate, Trends aus. Jeder lehrt, jeder lernt. Um den nationalen Strategien der Diplomaten aus der jeweiligen Heimat nicht auf den Leim zu gehen, bilden sich regelrechte Kartelle. Diese Absprachen müsste Brüssels „Generaldirektion Wettbewerb“, erführe sie davon, als klaren Verstoß gegen das Konkurrenzgebot des EUVertrags deuten.

Oder auch nicht. Denn *Süddeutsche Zeitung*, *Le Figaro* oder *El Pais* sind ja keine Konkurrenten. Jeder buhlt um nationale Leser, die viel beschworene „europäische Öffentlichkeit“ bleibt Schimäre. Das hat amtlich gerade Margot Wallström zugegeben, die künftige EU-Kommissarin für Kommunikation: „Man braucht einen gemeinsamen Feind, um die Menschen zu vereinen.“

Nur, den gibt es nicht. Brüssel muss sich arrangieren. Und weiterhin, streng vertraulich, sich selbst genügen. Wahre Helden gibt es hier nicht. Es geht um die „Sache“. Was immer das ist. Der Diplomat kann nicht anders: Er muss tuscheln. Der EU-Beamte darf nicht.

Ein Garten Eden wird Brüssel wohl nie werden, auch wenn so mancher verstaubte Technokrat dort so verloren ist wie der erste Mensch. Das perfekte Gemeinwesen muss Utopie bleiben: Auch im anonymen Idealprospekt der Renaissance, entstanden um 1470, tummeln sich Bettler und Krüppel. 1492 reicht Christopher Kolumbus erstmals auf dem neuen Kontinent den Eingeborenen die Hand, 1532 wird der erste Sklave von Afrika nach Amerika verschifft.

Christian Wernicke erhielt 1980 die Robert-Schumann-Silbermedaille der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S.

Er war von 1996 bis 2001 Europakorrespondent der Wochenzeitung *Die Zeit*. Seit Januar 2002 leitet Christian Wernicke das Brüsseler Büro der *Süddeutschen Zeitung* und ist als Korrespondent zuständig für EU und Nato.

Mit herzlichem Dank an Herrn Wernicke und an die *Süddeutsche Zeitung*.